



Bericht

13. Februar 2019

... und ihr habt mich aufgenommen

Rheine: Modellgemeinde für die Zukunft?

Vor drei Jahren wurde es in den Gottesdiensten der Landeskirchlichen Gemeinschaft in Rheine plötzlich voll. Zu den rund 50 regelmäßigen deutschen Besuchern kamen auf einmal etwa ebenso viele Flüchtlinge dazu. Das Haus der kleinen pietistischen Gemeinschaft lag nur 500 Meter von einer großen Sammelunterkunft entfernt.

Vor allem Iraner kamen. „Unter den Menschen aus diesem Land findet eine große Erweckung statt“, schwärmt Pastor Traugott Pohl. Zu insgesamt rund 300 Flüchtlingen hatte die Gemeinde in den folgenden zwei Jahren Kontakt, schätzt er. Viele kamen eine Zeit lang in den Gottesdienst oder das „Flüchtlings-Café“, in dem die Neuankömmlinge ihre ersten Brocken Deutsch lernen konnten. Rund 50 Flüchtlinge ließen sich taufen. Die meisten blieben irgendwann wieder weg. Manche wurden in eine andere Unterkunft verlegt, andere verloren das Interesse. Aber viele sind geblieben.

Rund 70 Zuwanderer gehören mittlerweile zum „festen Kern“, berichtet Pohl. Bis zu 50 kommen sonntags in den Gottesdienst. In einem persischen Bibelkreis treffen sich jede Woche etwa zehn Interessierte. Etwa zehn Mitglieder hat auch der Kreis, der allwöchentlich die Predigten ins Persische übersetzt. Das Verhältnis zwischen den alten und den neuen Gemeindemitgliedern sei offen und herzlich. Die Flüchtlinge machten sich dadurch beliebt, dass sie bei Arbeiten in der Küche und am Haus kräftig anpacken. Als sehr gutes Mittel, um das Eis zwischen Deutschen und Iranern zu brechen, habe sich bewährt, den Neuankömmlingen Taufpaten aus der Gemeinde an die Seite zu stellen. „Dadurch hat sich in vielen Fällen eine tiefe Verbundenheit entwickelt“, so Pohl.

Doch der Zuwachs sei auf Dauer – bei aller Freude – auch eine Herausforderung für die 60 „alteingesessenen“ Mitglieder der Gemeinschaft. „Es gab die Angst, die Kontrolle zu verlieren“, berichtet der Pastor. Jetzt stelle sich die Frage nach der Perspektive der Landeskirchlichen Gemeinschaft. Soll sie sich als eine „Modellgemeinde für die Kirche in der Zuwanderungsgesellschaft“ verstehen? Manchen Gemeindemitgliedern gehe diese „Konzentration auf das Flüchtlingsthema“ zu weit, berichtet Pohl. „Wir sind da mitten in einem Klärungsprozess.“

Köln: Fast 1.700 Besucher

Die Frage, wie das Miteinander von neuen und alten Gemeindegliedern in der Zukunft aussehen soll, stellt sich auch der Evangelischen Freikirche Köln-Ostheim. Die 500 Mitglieder starke Gemeinde, die 1976 von Russlanddeutschen gegründet wurde, erlebte einen ungleich größeren Ansturm. „Von 2015 bis 2017 kamen rund 1.700 Flüchtlinge als Besucher zu uns“, berichtet Pastor André Töws. Auch in Köln waren es zu über 90 Prozent Iraner, die den Kontakt zur Gemeinde suchten. In der Freikirche gibt es schon seit 2006 eine Gruppe von christlichen Exil-Iranern, die ihren eigenen Sonntagsgottesdienst in persischer Sprache feiern. Vor der sogenannten Flüchtlingsschwelle kamen zu diesen Feiern regelmäßig rund 50 Besucher. Im Verlaufe des Jahres 2016 wurden daraus zeitweise über 300.

Die Gemeinde habe die Begegnung mit den Flüchtlingen als missionarische Chance begriffen, sagt Töws. Sie gründete in Zusammenarbeit mit dem Bibelseminar Bonn eine persische Bibelschule und

organisierte Glaubensgrundkurse für die Neuankömmlinge. Allein im Jahr 2016 wurden 88 von ihnen getauft. „Bei manchen von ihnen hatten wir danach den Eindruck, dass sie nur eine Bescheinigung für das Asylverfahren haben wollten“, berichtet Töws. Andere wurden aus Köln weg in andere Unterkünfte verlegt. Aber einige blieben. Mittlerweile ist Normalität eingekehrt. Zu den Gottesdiensten in persischer Sprache kommen jetzt regelmäßig rund 70 Besucher.

Aber das beliebte Angebot für die neuen Glaubensgeschwister habe auch einen Nachteil, meint Töws: Durch die getrennten Gottesdienste hätten die Iraner kaum Berührungspunkte mit dem Rest der Gemeinde. Nur wenige von ihnen besuchten auch den deutschsprachigen Gottesdienst. Es habe zwar gemeinsame Abendmahlsfeiern und Feste gegeben, aber die meiste Zeit lebten neue und alteingesessene Gemeindemitglieder nebeneinander her. „Unser Ziel bleibt, die Iraner in unserer Gemeinde zu integrieren“, sagt Töws. „Wir arbeiten zurzeit noch an einer Strategie dafür.“

Varel: Integration gelungen

In der Baptistengemeinde im niedersächsischen Varel ist die Integration gelungen, sagt Pastorin Maximiliane Kedaj. Vor 2015 hatte die Gemeinde 80 Mitglieder. In den vergangenen drei Jahren sind 30 Zuwanderer aus dem Iran und Afghanistan dazugekommen. Das Verhältnis zwischen alten und neuen Gemeindemitgliedern sei familiär und herzlich, sagt die Pastorin. Die Sprachbarriere sei immer noch spürbar, aber es gebe „auf beiden Seiten eine große Bereitschaft, das Trennende zu überwinden“.

Als die Flüchtlinge kamen, ergriffen der damalige Gemeindeleiter Edwin Witt und seine Frau Frauke die Initiative und gewannen viele Gemeindemitglieder für eine Reihe von Integrationsprojekten. Um das Kennenlernen zwischen Deutschen und Zuwanderern zu erleichtern, wurden zum Beispiel Glaubenskurse und gemeinsame Freizeiten organisiert. In den Sonntagsgottesdiensten wurde die Predigt zeitweise simultan auf Persisch übersetzt. Eine Gruppe von Neuankömmlingen übertrug die meisten Lieder, die in der Gemeinde gesungen werden, ins Persische. Gesungen wird auf Deutsch, aber die Übersetzungen werden als Untertitel auf einer Leinwand angezeigt.

Wie gut das Miteinander funktioniert, beschreibt der Iraner Omid Homayouni mit den Worten: „Wir fühlen uns nicht als Gäste, sondern als vollwertige Gemeindemitglieder.“ Er floh 2013 als Christ vor der Verfolgung durch das Mullah-Regime. Seit November 2017 arbeitet er im Nordwestdeutschen Landesverband der Baptisten als Referent für Integration. Außerdem sitzt er im Vareler Gemeindevorstand. Die wichtigste Voraussetzung für ein gutes Verhältnis seien Gespräche. „Wenn unsere deutschen Geschwister erfahren, warum wir nach Deutschland gekommen sind und welche Probleme wir hier haben, verstehen sie uns besser.“

Rastatt: Nur Einzelne blieben

Nicht überall, wo Flüchtlinge in Gemeinden kamen, sind viele geblieben. Im baden-württembergischen Rastatt zum Beispiel begannen im Advent 2015 rund 20 Flüchtlinge aus dem Iran und Afghanistan, regelmäßig den Gottesdienst zu besuchen. Sie kamen aus einer großen Flüchtlingsunterkunft in der Nähe des Gemeindezentrums. „Die verstanden zwar nicht, was gesprochen wurde, aber sie genossen die Musik und die Gemeinschaft“, erzählt Pfarrer Wenz Wacker. Anfang 2016 beschloss die Gemeinde, die Evangeliumslesung im Gottesdienst auch auf Persisch zu halten. Ab Gründonnerstag wurden die Gäste aus der Unterkunft durch einen Beschluss des Kirchenvorstandes offiziell zum Abendmahl zugelassen. Die Gemeinde organisierte einen Taufkurs auf Persisch. Im Jahr 2017 wurden 21 Iraner und Afghanen getauft.

Mittlerweile seien fast alle Mitglieder der Flüchtlingsgruppe weggezogen. „Hier in Rastatt gab es für sie große Gemeinschaftsunterkünfte, aber kaum Anschlussunterbringung“, erklärt Wacker. Ein junger Iraner sei mit seiner Familie in der Stadt geblieben und weiterhin aktives Gemeindemitglied. Die

anderen kämen nur noch selten in den Gottesdienst. Ende 2017 wurde die persische Evangeliumslesung wieder eingestellt. Doch die Flüchtlinge hätten tiefe Spuren in der Gemeinde hinterlassen, erklärt Wacker. „Die Berichte über die Zustände in den Herkunftsländern haben viele Gemeindeglieder sehr berührt und erschüttert.“ Die Gemeinde habe noch Kontakt zu allen Neugetauften. „Sie treffen sich auch nach wie vor untereinander in einem selbstständigen Kreis“, berichtet Wacker. „Da ist insofern eine gewisse volkscirchliche Normalität eingelehrt.“

© 2019 idea e.V.